

GBB weiß alles!

Von Grete Livius

Sie sahen in einer kleinen Kneipe von St. Denis, Pariser Vorstadt, Proletarier-Viertel, Draußen — die spätherbstliche Nacht. Verklingendes Geräusch der letzten „Busse“ und verirrter Taxiz. Austausch und Verschwinden billiger Mädchen. Mit nahm sie das Dunkel. Gröhlen eines Betrunknen, Schimpfen, Lachen. Das blühende Licht zahlloser Vogenlampen, bunter elektrischer Neklamen fehlte ihr. Dies war den großen Avenuen und Boulevards vorbehalten, den Amüsiertgegenden für die Fremden. Montmartre, Montparnasse. Dort alihert die Nacht. Hier glühte sie trüb. Schlechtgeplasterete Straßen, nur vereinzelt Laternen, in großen Abständen aufstehend. Die Lokale, nicht einladend zum Besuche und zum Verweilen. Trotzdem waren sie ziemlich voll. Die Uhr zeigte elf

Sie sahen, die Fünf, schon seit zwei Stunden hier. Tranken sparsam. Vor ihnen stand erst der zweite Apéritif, gemischt aus südfranzösischem Wein und Sodawasser. Es kostete wenige Sous. Doch auch das Wenige erscheint dem noch viel, der nichts besitzt. Die Fünf hier hatten nichts. Sie waren bei Citroën gewesen. Zwei als gelernte Autoschlosser, die übrigen drei in den Reparaturwerkstätten. Einer nach dem anderen war im Laufe der Zeit entlassen worden. Die Krise . . . Citroën schränkte die Produktion ein, da der Absatz stochte, sowohl im In- als auch im Ausland. Die Herren von Citroën änderten deswegen nicht ihre Lebensweise. Ihre Frauen trugen nach wie vor die teuren und kostbaren Toiletten einer Jeanne Lanvin und eines Schiaparelli, berühmte Modeschöpfer von Paris. Sie reisten auch nach wie vor zum Wintersport oder an südliche Gestade, gaben ihre Gesellschaften und Bälle, erschienen in den Logen der Grand Opéra oder zum Tee im Mib, lebten weiterhin im Wohlstand und sehr angenehm.

Die Lasten trugen wie immer die Arbeiter. Jene, welche noch im Betrieb standen so gut wie die, die man hinaussetzte. Den einen kürzte man die Löhne, die anderen zwang man, unfreiwillig zu feiern. Die Fünf hier sehnten sich nach Arbeit wie ihre nach Millionen zählenden Leidensgefährten auf der ganzen Welt. Jean Michel, der eine der beiden Autoschlosser, setzte jetzt mit heftigem Auf das Glas auf den fleckigen Holztisch. Es war leer. Michel wischte sich den Mund. „Diable, ich hab dieses Leben satt. So geht es nun schon seit Monaten. Stempeln und auf Arbeit warten. Die Frau jammert, die Kinder werden immer blässer. Geht man einmal in der Woche seinen Apéritif trinken, erhebt sich Geschrei. Diable, man möchte lieber in der Hölle schmoren.“ Michel war ein großer, starker, braunhäutiger Mann. Er neigte zu unüberlegten Temperamentsausbrüchen, denen keinerlei Konsequenzen folgten. Die Freunde wußten das. Man nahm Michel nicht sehr ernst.

„Deine Klagen“, es sprach einer aus der Reparaturwerkstätte, der Arbeiter Paul Buffet, schwächling, blaß, mit wirrem, schwarzem Haar

und lebhaft-flugen Augen, „sind ohne Sinn. Was wir brauchen, ist kein Jammern. Es muß ein Weg aus der Krise gefunden werden. Darauf kommt es an. Daß wir Arbeit kriegen, anständigen Lohn.“ Er redete bedächtig, nur seine Hände spielten unruhig mit dem Fuß des Glases.

„Sehr richtig, sehr richtig“, meinte Emile Langelier, „aber wir warten nun schon sehr lange. Die Regierung verspricht uns, diese oder jene Maßnahme werde Besserung bringen. Möglicherweise, daß die Regierung diese Absicht hat, nur — es gelingt ihr nicht. Ich verstehe, wenn unser Freund Michel die Geduld verliert, und ich bewundere dich, Buffet, daß du sie noch immer aufbringst.“ Langelier war der andere Reparaturschlosser. Er lebte, seit er die Arbeit verloren hatte, allein in Paris. Seine Frau war mit den drei Kindern vorläufig zu ihren Eltern gezogen, die in der Touraine eine kleine Landwirtschaft führten. So ging es etwas leichter.

„Nun, Langelier, du hast wahrhaftig keinen Grund, mit deinem Schicksal zufrieden zu sein.“ Der Vierte redete, Henri Ferrand. „Oder ist das ein Leben? Die Frau nachts nicht im Bett? Die Kinder werden groß, und du erlebst das nicht? Ihr Aufwachen?“ Der Fünfte, Albert Leblanc, sie nannten ihn den „Spötter“: „Dafür tröstet ihn die dicke Louise. Paß nur gut auf, Langelier. Auch wenn sie's umsonst tut, so kann es dich immer noch genug kosten. Zumindest ein paar Wochen im Spital.“ — „Halt die Schnauze.“ Leblanc lachte. Lehnte sich mit dem Stuhl zurück, streckte die Beine vor, ver-schränkte die Arme hinterm Kopf. „Ach, ihr! Keiner von euch hat eine Idee. Da sitzt ihr nun und klönt. Ich geb euch einen Rat. Wenn ihr einen Weg aus der Krise wissen wollt, warum ruft ihr da nicht bei der GBB an? Dort ist man verpflichtet, jede Frage zu beantworten. Auch wenn sie noch so verrückt ist. Es kostet allerdings fünf Francs . . . Nämlich viel für uns arme Schluder.“

Die Vier fragten fast auf einmal: „GBB? Was ist denn das? Davon haben wir noch nie etwas gehört.“ Leblanc, der „Spötter“, betrachtete seine Freunde mit listigem Blick, das eine Auge leicht zugedrückt. „Das wißt ihr nicht? Schämt euch. Schon tagelang berichten die Zeitungen immerzu davon. Die Pariser sind geradezu aus dem Häuschen. GBB bedeutet nichts anderes als die Anfangsbuchstaben von *l'Il vous plait*. (Bitte.) Die GBB ist die neueste Schöpfung unserer Pariser Hauptpost. Dort wird auf jede Frage, die einer stellt, Antwort erteilt. Tag und Nacht. Ein ganzer Stab von Spezialisten ist zu diesem Zweck engagiert worden. Das Informationsbüro der Hauptpost arbeitet unter der Devise „GBB weiß alles und kann alles“. Es kostet, wie gesagt, fünf Francs. Sie werden mit der Telephonrechnung an jedem Monatsende einliefert. Hab ich alles aus dem „Paris midi“. Warum leßt ihr nicht ordentlich

die Zeitungen? Dann wär das keine Ueber-raschung für euch.“

„Legen wir zusammen“, rief Langelier begeistert. „Hier ist mein Franc. Ich werde zwar dafür morgen mittag Kohldampf schieben müssen, aber einmal mehr, einmal weniger, das spielt keine Rolle. Hauptsache, wir erfahren etwas . . .“ Der „Spötter“ zwinkerte mit den Augen Buffet zu. Doch sagte er laut und wichtig: „Auch ich stüfte für diesen ernstern Zweck meinen Anteil. Das ist mir ausnahmsweise mein persönlicher Spaß wert.“ „Auch ich, auch ich“, erklärten Jean Michel, Paul Buffet und Henri Ferrand. „Doch wer ruft bei der GBB an?“ — „Natürlich Albert“, meinte Buffet. „Er hat dazu am meisten Talent. Der „Spötter“ erklärte sich bereit. Er ging zum Wirt und überbrachte ihm die eingesammelten fünf Francs. Dann versuchten alle, neben Leblanc in der Telephonzelle Platz zu finden. Es war unmöglich. Michel und Ferrand mußten draußen bleiben. Dafür versprach ihnen Langelier, den Türspalt etwas offen zu halten. Natürlich nur so weit, als es Leblanc beim Telephonieren nicht störte. Dieser drehte bereits auf der Scheibe des Automaten die dunkel leuchtenden Buchstaben: G B B!

Jacqueline Renard, Telephonistin in dem neuen Informationsbüro des Pariser Haupt-telephonamtes, hatte soeben den Nachdienst angetreten. Jacqueline war ein hübsches, energisches Mädchen von sechsundzwanzig Jahren. Ihrer Energie verdankte sie es, daß man sie trotz dieser großen Jugend zur Gewerkschaftsvertreterin ihrer Organisation ernannt hatte. Jacqueline Renard arbeitete auch auf dem neuen Posten im Informationsbüro der GBB mit gewohnter Umsicht und Lüchrigkeit. Heute war sie allerdings ein wenig müde. Die Woche ging zu Ende. Eine ganze Woche Nachdienst, das strengt an. Sie wünschte sich von Herzen für heute einen ruhigen Dienst und wenig Neugierige. Doch ihr Wunsch ging nicht in Erfüllung. Kaum sah sie am Schalter, so begann es:

„Mademoiselle, wie hoch sieht im Augenblick die Mark?“ — „Eine Sekunde, Monsieur, ich verbinde mit der zuständigen Abteilung.“

„Hören Sie, auf welche Weise werden eigentlich die Löcher in den Schweizer Käse gebohrt?“ — „Au moment. Ich rufe den Spezialisten.“

„Chérie, können Sie mir verraten, wer eigentlich die Feuerkreuzler mit Waffen beliefern?“ — Jacqueline hätte die Antwort selbst geben können. Doch verbot dies ihr Amt. „Ich verbinde, warten Sie, bitte.“

„Mon enfant, muß man auch Briefe an das Finanzamt frankieren?“ — „Ich verbinde, einen Augenblick.“

„Wer sang heute in der Großen Oper die „Tosca?“ Es hat mich sehr geärgert, daß ich nicht ein Duzend fauler Eier bei der Hand hatte.“ — „Ich verbinde.“

„Et il vous plaît, Mademoiselle, nur eine kleine Frage: „Gibt es in Paris einen Menschen, der nicht von Stawitsky bestochen wurde?“

Jacqueline Renard zuckte nicht mit der Wimper. Sie hatte hier, wie gesagt, nur ein Amt und keine Meinung. Sie sagte stets nichts weiter als: einen Augenblick, ich verbinde. Oder auch: ich rufe den zuständigen Spezialisten, die betreffende Abteilung usw.

Eine kleine Pause. Jacqueline atmet auf. Endlich. Was für ein Nachtbetrieb. So schlimm war es die ganze Woche nicht gewesen. Schon wieder das Lichtzeichen, das einen Frager, der nicht bis zum nächsten Morgen warten kann, ankündigt. Jacqueline Renard meldet sich: „Hier SWB.“ — Am anderen Ende des Drahtes spricht eine gelassene Männerstimme: „Ich bitte um die Beantwortung einer Frage. Wir sind hier, fünf Arbeiterlose, um das Telephon versammelt. Da Sie doch alles können und alles erledigen, so sagen Sie uns: wissen Sie einen Weg aus der Krise?“

„Wie bitte? Ich höre immer „Krise . . .“

„Ganz recht, ganz recht. Wir möchten einen Weg aus der Krise wissen.“ Jacqueline Renard starrte sekundenlang vor sich hin. Wer war dafür zuständig? Sie hatte doch die Namen aller

Spezialisten im Kopf. — „Einen Augenblick, Monsieur, ich rufe die Aufsichtsdame.“ — Le blanc wartete. Nichts geschah. Doch Jacqueline hatte die Hörer am Ohr, auch während sie mit der Aufsichtsdame beriet.

Leblanc wurde ungeduldig. „Mademoiselle, wissen Sie schon den Weg aus der Krise?“ — „Nein, Monsieur, bitte, gedulden Sie sich noch etwas.“ Kleine Schweißperlen standen auf ihrer Stirn. „Wir suchen gerade . . .“ Wieder vergingen Minuten. „Suchen Sie noch immer?“ — „Ja wohl, ja wohl.“ Schließlich gestand Jacqueline: „Monsieur, unsere Spezialisten versagen auf der ganzen Linie, aber — jetzt ging ein schelmisches Lächeln über das Gesicht der Pariser Telefonistin — leider konnte es Leblanc nicht sehen — „obwohl es gegen die Vorschrift ist und die Befugnisse meines Amtes überschreitet, möchte ich dennoch die Ehre des staatlichen Informationsbüros SWB retten. Es darf nicht in Paris heißen, die SWB habe versagt. Darum will ich Ihnen und Ihren Freunden die Frage nach dem Weg aus der Krise ausnahmsweise selbst beantworten. Und zwar sage ich euch, als überzeugte Sozialistin:

„Die Krise überwinden, das könnt ihr nur selbst tun . . .!“

West-östliche Gegenätze

Wenn zu uns Europäer ein Großer kommt, stehen wir alle an seinem Wege und rufen, je nach der Nationalität: „Hurra“, „Bive“, „Coviva“, „Elien“ oder „Deil“! Der Japaner geht still beiseite, unwürdig des erhabenen Anblicks, verhüllt er bescheiden sein Antlitz.

In Europa sind die Gipfel der Berge mit stolzen Schlössern und kühnen Burgen gekrönt. Japanische Tempel liegen stets im Tal; die Linie ihrer Dächer ist Verscheidenheit und Demut.

Wir hängen unsere Bilder offen für den Beschauer in unsere Zimmer. Der Japaner legt sie gerollt in Schränkchen oder Truhen; nur manchmal hängt er eines auf, dasjenige, nach dem er das größte Verlangen hegt.

Wir schweigen vor der Hochzeit in Liebe und häufig genug kommt es vor, daß diese Liebe während der Ehe abnimmt, je mehr die Zeit verstreicht. Bei den Japanern erwacht die Liebe sehr oft erst nach der Heirat, denn in den meisten Fällen kennen sich der Mann und die Frau nicht gut genug, um während ihrer Verlobungszeit auch nur verstoßene Blicke zu tauschen.

Wir ein Europäer von seinem Vorgesetzten beleidigt, so beschwert er sich und schlägt Strach. Der Japaner tötet sich selbst; er, der Beleidigte, geht dem Leben, das ihm übel will, still und bescheiden aus dem Wege.

Unsere Gasthäuser heißen: „Zum Ochsen“, „Zum Hirschen“, „Zum letzten Centime“, „Zur wilden Sau“. In Japan heißen sie: „Zur rosigen Wolke“, „Zur Pfirsichblüte“, „Zum silbernen Glück“.

In Europa findet man häufig Frauen und Freundinnen, die Stümperinnen der Liebe sind. Die japanische Geisha erfreut das Herz des Mannes; die japanische Gattin nimmt teil am männlichen Geist. In Europa gibt es Frauen, die man verachtet, und solche, die geehrt werden. In Japan werden aus den Geishas fast immer vorbildliche Gattinnen.

Wenn man einem Japaner seinen Wagen entzweigefahren hat, so holt er nicht den Schutzmann und verlangt auch keinen Schadenersatz, im Gegenteil, er macht demjenigen, der den Schaden verursacht hat, ein kleines Geschenk, damit er sich tröste und sicher sei, nicht des geschädigten Freundschaft verloren zu haben.

Wir Europäer hagen, ringen und schlagen zu. Der Japaner erledigt den Gegner mit einem leichten, eleganten Jiu-Jitsu-Griff, ohne ihn gesundheitlich zu schädigen.

In vielen Gegenden Japans erhalten die Ärzte nur dann ihr jährliches Honorar, wenn niemand in der Familie erkrankt ist. Sie leben nicht von der Krankheit, sondern vom Wohlbesinden ihrer Patienten.

Die Kinder werden in Japan nur selten gezüchtigt, denn seinen Zorn durch eine Ohrfeige zu entladen, erachtet dem Japaner häßlicher als die verzeihliche Unart des Kindes.

Als Frau Kondo, die berühmte japanische Schriftstellerin, kürzlich in Paris gefragt wurde, was sie wohl tun würde, wenn sie erführe, daß ihr Mann zu anderen Frauen ginge, antwortete sie lächelnd: „Ich würde in seiner Briefstafel nachsehen, ob er genug Geld bei sich hat!“

Wer lächelt, statt zu toben, ist immer der Stärkere!

Der Bildfunk marschiert!

Zur Einweihung des neuen Bildfunksenders auf dem Eiffelturm

Vor einigen Monaten gingen Warnungen durch die Presse, man solle die seit langem angekündigten Bildfunksendungen nicht so bald erwarten. Die Bildfunkversuche befanden sich noch im Laboratoriumstadium, und in jedem Falle solle man sich nicht durch sie abhalten lassen, sich einen neuen Radioapparat ohne Bildfunk-Empfangsvorrichtung zu kaufen, da zum Empfang von Bildfunksendungen in jedem Fall neben dem Bildfunkempfänger immer auch ein Radioempfänger nötig sein würde.

Schon seit mehreren Jahren wurden Bildfunkversuche, namentlich in England und Deutschland, unternommen. Auf den Rundfunkausstellungen waren regelmäßig Bildfunksende- und Empfangsanlagen aufgestellt, die das Publikum über den jeweiligen Stand der jüngsten Sendetechnik unterrichten sollten. In der Tat hatten diese Sendeveruche bis in die letzte Zeit noch recht rudimentären Charakter. Es war im allgemeinen nur möglich, Sendungen auf sehr kurze Entfernungen vorzunehmen, und auch in diesem Falle war die Bildwiedergabe noch sehr dürftig.

Frankreich schien in dem Wettrennen um die ersten regelmäßigen Bildfunksendungen ins Hintertreffen geraten und weit hinter England und Deutschland zurückgeblieben zu sein. Das änderte sich aber mit einem Schlage, als der jetzige französische Postminister sein Amt übernahm. Er machte sich mit der ihm eigenen Energie und Ausdauer an die Ausbildung des Bildfunks in Frankreich und konnte bereits im September dieses Jahres die ersten Bildfunkübertragungen in Paris vornehmen. Diese waren allerdings ebenfalls noch recht bescheiden. Der damalige Sender arbeitete mit einer Stärke von nur 200 Watt auf der Wellenlänge 180 und gab Bilder von 60 Linien wieder. Diese Versuche befriedigten niemanden und zeugten eher von der Entwicklungsbedürftigkeit des französischen Bildfunks. Aber seitdem, d. h. in der Rekordzeit von knapp zwei Monaten, hat die französische Radioindustrie unter der aufmerksamen Regide ihres

Postministers einen geradezu verblüffenden Schritt vorwärts gemacht und sich mit der Eröffnung des neuen Bildfunksenders auf dem Eiffelturm an die Spitze aller Bildfunksendungsanlagen gestellt.

Die Bildfunksendungen gehen in ähnlicher Weise vor sich wie die Radioemissionen, wenn auch die zur Sendung sowie zum Empfang erforderlichen Apparate von den Rundfunkgeräten durchaus verschieden sind. Die Aufnahmen des Bildfunks erfolgen im Studio, das als Wahrzeichen neben seinem bisherigen Emblem, dem Mikrophon, nun noch die Requisiten des Kamera-Studios, das grelle Lampenlicht, erhält. Das Studio des neuen französischen Bildfunksenders befindet sich in den Räumen des Postministeriums. Aus dem Aufnahmerraum, dem Studio, werden die Bild- und Rundfunksendungen per Kabel an den eigentlichen Sender herangebracht, der sich in einer Entfernung von nicht weniger als drei Kilometern auf der Spitze des Eiffelturmes befindet.

Dieser neue Bildfunksender ist gegenüber dem früheren ganz wesentlich verbessert. Er arbeitet auf einer Wellenlänge von sieben Metern, welche auf Grund langwieriger Versuche als die günstigste für die Übertragung von Bildfunksendungen erkannt worden ist. Er ist mit einer Stärke von zweieinhalb Kilowatt ausgestattet und gibt Bilder von 180 Linien durch. Die Bildwiedergabe ist also ganz wesentlich verbessert, und die Reichweite des Senders beläuft sich auf zirka 60 Kilometer im Umkreis.

Die französische Postverwaltung begnügt sich nicht damit, die Bildfunksendungen energisch weiterzuentwickeln, sondern sie will auch ihren Teil dazu beitragen, beim Publikum Verständnis für den Bildfunk zu wecken. So hat sie beschlossen, in verschiedenen Stadtteilen von Paris Bildfunkempfänger aufzustellen, die dem Publikum öffentlich zugänglich gemacht werden sollen, damit sich jeder selber ein Bild über Wesen und Stand des Bildfunks machen kann.

Dr. L. T.

Ihre glücklichste Stunde

Von Ellen Lenksi

Als Mannequin hieß sie „le bleu ciel“ — der blaue Himmel. Im gewöhnlichen Leben Helene Renard. Als Mannequin trug sie kostbare und zarte Gewänder, als Helene Renard ging sie in einem einfachen schwarzen Kleidchen, das trotz des glatten Schnitts und des billigen Stoffes allen Pariser Modinetten so gut steht und gewissermaßen ihre „Uniform“ ist. Als „le bleu ciel“ trat Helene Renard bei den Modenschauen ihrer Firma auf und erregte große Bewunderung. Die wohlgenährten, etwas bestig in die Breite gegangenen blicklichen Frauen der Bourgeoisie machten Ah und Oh, wenn „le bleu ciel“ vor ihnen stand, schlank, zart, schmal und mit künstlich-liebllichem Lächeln die neuesten Schöpfungen des weltbekannten Hauses an ihrem makellosen Leibe trug. Sehr wunderten sich die Käuferinnen der Modelle nachher, wenn ihnen das nirgunde Samtkleid, die hauchdünne Spitzenbluse, der Morgenrock aus weinroter Seide längst nicht so gut paßte wie „ciel bleu“. Eine wunderte sich allerdings nicht: das war Helene Renard. Denn sie verstand etwas von ihrem Fach und wußte, daß zu der schönen Hülle auch der wohlgeformte Körper gehört. Und daß die teuersten Modelle ihren Reiz verlieren, wenn eine plumpe Gestalt sie trägt.

Schein und Sein in Helene Renards Leben waren sehr verschieden. Der Schein — er spielte sich ab in duftenden Salons, sorgsam geschminkt für wechselnde Beleuchtung, immer angezogen mit dem Neuesten und Teuersten. Das Sein — eine kleine Vorstadtmohung in St. Denis, der Vater ohne Arbeit, die Mutter mürrisch, jüngere Geschwister, die lärmten und sich nicht immer sauber hielten. Fast alles, was sie verdiente, gab Helene zu Hause ab. Sie war, ihrer künstlichen Dämonie entkleidet, ein schlichtes junges Mädchen, nicht einmal besonders hübsch. Nur sehr gut gewachsen. Erst Schminke und Beleuchtung gaben dem Gesicht Reiz. Fern vom Modetalon führte Helene ein Kleinbürgerliches Dasein. Alles, was man von dem verkorkerten oder abenteuerlichen Leben eines Pariser Mannequins erzählt, traf auf sie, wie überhaupt auf die meisten ihres Berufes nicht zu. Vom vielen Probieren und Sich-zur-Schaustellen war Helene abends todmüde und froh, wenn sie früh schlafen gehen konnte.

Trotzdem hatte sie mitunter brennende Lust, das Leben jener Leute kennenzulernen, für die sie sich täglich unzählige Male umkleidete. Wie kompliziert deren Dasein eingeteilt war. Für jede Tageszeit, für jede Gelegenheit brauchten sie etwas anderes zum Anziehen. Vielleicht war es sehr schön, dachte das junge Mädchen, wenn man jenes vergraute Seidentkleid trug und jemand sprach zu einem: „Ne l'aime“. Noch nie hatte ein Mann zu Helene „ich liebe dich“ gesagt. Und sie erwartete das auch nicht. Denn wie gesagt, ihr Sein verlief in einer glanzlosen nützhernen Welt, auf jener Grenze, wo sich Kleinbürgertum und Proletariat eng berühren.

Es war ein Wintertag, und das Mannequin Helene Renard, genannt „le bleu ciel“, ging ziemlich niedergedrückt über die Pariser Boulevards. Man hätte ihr heute wieder das Gehalt um zehn Prozent gekürzt. Dessenungeachtet verlangte man aber stets weiter von ihr, daß sie mit gepflegtem Gesicht und gepflegten Händen ihren Dienst antreten sollte. Zehn Prozent! Das bedeutete: noch mehr einschränken. Fast — hungern. Sie ah schon sowieso nicht viel, wegen der „Linie“. Die gehörte zu ihrem Beruf.

Was Existenzbedingung. Aber es gab Dinge, die sie essen durfte, ohne sich zu schaden. Obst zum Beispiel. Helene liebte leidenschaftlich Äpfel und Trauben. Nun würde sie sich in Zukunft auch das verzagen müssen. Schlimm! Und die Zigarette nach dem Schwarzen mit der man sich alle Mühen des Lebens, die kleinen Herzqualen und -Nengste von der Seele qualmte.

Schräg stand die Sonne, trotzdem es Mittag war, leicht in Nebel gehüllt. Es war sehr kalt, und Helenes Mantel wärmte wenig. Sie sah auf. Zufall, daß sie vor der Tür eines eleganten Hotels stand. Helene kannte das „Embassador“. Sie war hier einmal bei einem Modetee ihrer Firma aufgetreten. Plötzlich entfiel sie sich genau, wie der Conférencier angefangen hatte: „Le ciel bleu“ zeigt Ihnen jetzt ein Abendkleid aus goldenen, spanischen Spitzen.“ Die goldenen Spitzen hatte dann eine Bankiersfrau gekauft, mindestens fünfzig Jahre alt. „Le ciel bleu“ verwandelte sich nachher wie gewöhnlich in eine kleine bescheidene Modinette. Wie auf standen ihr damals die spanischen Spitzen in dem dunklen altgoldenen Ton.

Elegant gekleidete Menschen, Frauen von der Art, wie sie zur Stundichast jenes Modetalons gehörten, in dem Helene Renard tätig war, eilten an ihr vorbei durch die Drehtür des Hotels. Es war die Stunde des Mittagessens. . . Plötzlich fühlte Helene kräftigen Hunger. Und zugleich Sehnsucht nach Wärme und Behaglichkeit. In der Nähe gab es ein Automaten-Restaurant, Stammslokal der Modinetten von Paris. Man trank seinen Café-Crème, aß ein Brötchen, und alles war nicht sehr erfreulich. Hier, hinter der Drehtür, schimmerten saunternde Käufer, Luster aus Kristall, luden weiche Sessel zum Verweilen.

„Schließlich, ich kann ja auf jemand warten. Weshalb nicht?“ Und Helene schritt lähn durch das sich unauffällig drehende Portal. Duft und Wärme schlug ihr entgegen. Wie gut das tat. Sie wagte nicht, sich zu setzen. Ging weiter. Sonderbare Spannung im ganzen Körper empfindend, die Spannung vor dem Abenteuer. Am Ende des Ganges, dem viele Leute neben ihr aufrechten, standen Türen weit offen. Der Speisesaal! Tische in Silber, Kristall und Porzellan, weißer Damast, befrachtete Kellner, kleine Tische, zierlich und einladend gedeckt, das ganze gute Leben mit seiner wohlthuenden Behaglichkeit tat sich vor Helene auf, die so etwas bisher nur im Kino gesehen hatte.

Nur nicht auffallen hier. Schnell setzte sie sich an einen abseitigen Tisch. Schon steht der Ober da, macht, ohne mit der Wimper zu zucken, Vorschläge für die Speisefolge. Hors d'oeuvre? Warum nicht Königin-Suppe? Ausgezeichnet. Dann ein Salm in Mayonnaise. Fasan mit Maronen, glasierte Früchte, Mokka. Zum Fisch weißen, zum Wild roten Wein. Sie braucht nur zugestimmen. Der Ober ist ein erfahrener Mann. Sich über nichts wundern, gehört zu seinem Beruf. Warum sollen nicht auch mal kleine Mädchen Geld haben für ein gutes Diner in einem erstklassigen Hotel? Vielleicht hat diese da in der Lotterie gewonnen, vielleicht gibt es den Entgelt für eine stündige Liebesstunde so leichtfertig aus?

Doch der erfahrene Ober irt sich. Wenigstens im Fall Helene Renard. Das junge Mädchen hat nämlich gar kein Geld bei sich. Gerade ein paar Sous. Sie reichen nicht für das Trink-

Gleiches um Gleiches!



geld, das man hier zu empfangen gewohnt ist. Trotzdem — da ist die Spannung und das Abenteuer. Und sogar ein klein wenig tolle Ironie. Ungefähr so: was werdet ihr wohl nachher für Gesichter machen. . . In den Genuss der delikat zubereiteten Speisen, des leuchtenden Weins, mischt sich leichte Schadenfreude. Erst der Mokka ernüchert. Bed' die Angst. Mon dieu!

Nach dem Genuß präsentiert sich die Rechnung. Sehr teuer, denkt Helene. Zu teuer. Noch ist sie sehr jung, noch weiß sie nicht, daß man jede Minute, jede Sekunde des Glücks teuer, zu teuer bezahlen muß. Sie wird blaß. Sie sagt leise: „Ich habe kein Geld.“ Dann senkt sie den Kopf. Wartet ab.

Alles geht leise und unauffällig vor sich. Die Devise großer internationaler Hotels: „Nur kein Aufsehen“. Der Ober behält sein stereotypes Lächeln. „Einen Augenblick, Madame.“ Es kommt ein anderer Herr Bittet das Mannequin „le bleu ciel“ höflich, ihm zu folgen. Im Büro, das schon keinen Luxus mehr kennt, legitimiert sich der Herr als Kriminalbeamter. „Ihre Personalien?“ Kurze Nachfrage beim zuständigen Polizeikommissariat. Helene Renards Angaben stimmen. Man entläßt sie. Das Weitere wird folgen.

Das Weitere spielt vor einer Kammer des Pariser Schnellgerichts. Der Fall ist unkompliziert, die Angeklagte geschändig. Sie gibt die Beschpellerei zu. Der Staatsanwalt beantragt Missetäterin sich bisher nichts zuschulden kommen lassen, drei Wochen Gefängnis. Drei Wochen Gefängnis? schließt es Helene durch den Kopf. Das ist viel. Zu viel. Auch hier muß man überzahlen. Der Richter: „Angeklagte, Sie haben das letzte Wort!“ Das letzte Wort. Was soll man wohl sagen. Es war so schön. Die Wärme und das Behagen. Das gute Essen und der duftende Wein. Es war, denkt Helene Renard, die glücklichste Stunde meines Lebens. Das andere muß man hinnehmen. Die Angeklagte Helene Renard verzichtet auf das letzte Wort. Sie wird, dem Antrag des Staatsanwalts entsprechend, zu drei Wochen Gefängnis unbedingt verurteilt. „Der nächste Fall . . .“

Großfürsten verdienen Geld

Modistin, Schriftstellerin und Photographin. — Dichter und Herrenkonfektionär. — Reisender einer Parfümfabrik.

NY. New York, Ende November.

In New York leben zur Zeit fünf Mitglieder des Hauses Romanow, und zwar die Großfürstin Maria Pawlowna und die Fürsten und Fürstinnen Basil Alexandrowitsch, Georg Konstantinowitsch, Nina Georgijewna und Xenia Georgijewna, die geschiedene Frau des Milliardärs Leeds.

Die New Yorker Gesellschaft hielt diese Verwandten des Caren herzlich willkommen und fühlte sich sehr geschmeichelt, mit ihnen verkehren zu dürfen. Aber diese gesellschaftlichen Ehrungen bringen noch lange kein Geld ein: man muß welches verdienen.

So kommt es, daß die Romanows, diese Halbbrüder des früheren Rußlands, heute für ihren Unterhalt sorgen müssen. Sie müssen Geld verdienen, so ungeheuerlich ihnen dies auch vorkommen mag. Aber mit der Vitalität, die alle Russen auszeichnet, scheinen sie sich den Forderungen des Ericks angepaßt zu haben.

Am besten geht es der Großfürstin Maria Pawlowna. Bekanntlich war diese schöne Frau die Gemahlin des schwedischen Thronfolgers. Aber sie wurde von ihm geschieden. Sie siedelte nach New York über und arbeitete anfangs in einem Konfektionsgeschäft der Fifth Avenue, wo sie die Moden der jeweiligen Saison diktierte. Als ihr Vertrag abgelaufen war, mußte sie sich jedoch nach einer anderen Verdienstmöglichkeit umsehen.

Vor etwa drei Jahren gab sie ihre Memoiren heraus. Das Buch wurde in mehrere Sprachen übersetzt und vor allem in Frankreich viel gelesen. In Amerika erreichte es fünf Auflagen und brachte seiner Verfasserin 300.000 Dollar ein.

Vor kurzem hat die vielseitige Großfürstin nun ein Photo-Atelier eröffnet, und zwar als Abteilung eines großen Warenhauses. Dieser praktische Einfall hat ihr rasch zu großer Popularität verholfen.

Unweit des Warenhauses, in dem Maria Pawlowna ihr Photo-Atelier innehat, befindet sich — ebenfalls in der Fifth Avenue — die Firma Sachs u. Co., ein elegantes Spezialhaus für Damen- und Herrenmoderobe. In der Damenabteilung ist Fürst Georg Konstantinowitsch angestellt, der Sohn eines der beliebtesten Großfürsten, die es je gegeben hat: Konstantin Konstantinowitsch war ein begabter Dichter, der unter den zwei Buchstaben „K. K.“ bekannt war. Sein Sohn Georg war noch sehr jung, als er Rußland verlassen mußte. Zuerst war er Verkäufer in New York, dann längere Zeit bei der Firma Sachs in Miami, wo er die Millionäre zu bedienen hatte, die den Winter an der amerikanischen Riviera verbrachten. Und nun ist er wieder in New York, am Tage ein anonym Verkäuf der Firma Sachs u. Co., am Abend ein Gast in den Salons der Astors, Morgans und Vanderbilts.

Fürstin Nina Georgijewna ist die Tochter des Großfürsten Georg Michailowitsch und einer griechischen Prinzessin. Außerdem ist sie eine nahe Verwandte des englischen Königshauses. Als Georg V. erfahren hatte, daß Nina Georgijewna und ihr Gatte, Fürst Tschawitschawadse, nahezu mittellos waren, wollte er ihnen zu Hilfe kommen. Gestützt auf das sogenannte

„royal agreement“ (königliche Einverständnis) gelang es ihm, den Gatten seiner Verwandten bei der Cunard Line anzustellen. Der Fürst war gegen ein Gehalt, das der königlichen Empfehlung durchaus entsprach, mehrere Jahre im Büro dieser Weltfirma tätig. Mit der Ausdehnung der Krise schrumpfte das Gehalt jedoch beträchtlich ein, und heute entspricht das Einkommen des Fürsten der Lohnsumme eines gewöhnlichen Angestellten. Seine Frau hilft ihm darin, indem sie Innenarchitektur-Arbeiten ausführt und Bilder malt.

Ihre Schwester Xenia Georgijewna hatte den Streichholzkönig Leeds geheiratet, aber die Ehe ging in die Brüche. Immerhin erhält Mrs.

Leeds von ihrem geschiedenen Gatten pünktlich eine recht beträchtliche Pension.

Am härtesten hat das Schicksal dem Fürsten Basil Alexandrowitsch mitgespielt, dem Sohn des Großfürsten Alexander Michailowitsch, der das bekannte Buch „Einst war ich ein Großfürst“ verfaßt, und Bruder der schönen in Paris lebenden Fürstin Irene Jusupowa ist, deren Gatte bekanntlich Rasputin ermordet hatte. Er ist Reisender für eine Parfümfabrik, die Fürst Georg Matschabelli, zeitweiliger König von Georgien und geschiedener Gatte der berühmten Berliner Schauspielerin Maria Carmi, in Los Angeles begründet hat. Wie jeder andere Vertreter, muß er einen großen Aufwand an Energie und Beredtsamkeit aufwenden, um seine Ware an den Mann oder an die Frau zu bringen, und nicht selten wird auch ihm, wie es jedem Reisenden passieren kann, die Tür gewiesen. . . . E. C. Dreimanow.

Wissen Sie schon?

... was ein Sphäroid ist und welches das uns bekannteste ist? — Eine an den Polen abgeplattete Kugel, z. B. die Erde.

... wer Giovanni Battista Vani war? — Wallensteins Astrolog.

... was eine Standarte ist? — Eine kleine quadratische Fahne, besonders bei der Kavallerie.

... welches normalerweise der kürzeste Finger der Hand ist? — Der Daumen und nicht der kleine Finger!

... warum viele Flüsse Ache heißen? — Nach dem althochdeutschen „aha“, d. h. Wasser.

... woher das Wort „bombastisch“ kommt? — Von „bombaz“, d. h. im Spätlateinischen Baumwolle. Bombastisch heißt: aufgepuffert, übertragen, übertrieben.

... was Meteorsteine sind? — Teile von gerichteter Weltkörpern, die auf die Erde fallen.

Heiteres

Berufsaussichten. „Was sind Sie gewesen?“ — „Turmwächter!“ — „Warum haben Sie die Stellung aufgegeben?“ — „Sie war mir zu aussichtslos!“

Aber... Pinaal: „Ist es wahr, daß Sie gesagt haben, ich wäre ein Idiot?“ — Popp: „Wahr ist es — aber — gejagt habe ich es nicht.“

Bekannte Firmen. Schneid: „Denken Sie, wie unangenehm. Ein Mensch, der genau so heißt wie ich, ist wegen Kreditfahndels verurteilt worden. Da muß ich eine Notiz in die Zeitungen geben.“ — Med: „Anfinn! Jeder weiß doch, daß Sie nichts gepumpt kriegen.“

Ungefährlich. Der nervöse Patient: „Ich nehme an, daß das eine gefährliche Operation wird, nicht, Herr Doktor?“ — Der Doktor: „Anfinn! Bilden Sie sich ein, man kriegt eine gefährliche Operation für die 500 Kr., die Sie zahlen.“

Glück muß man haben. „Nansen hat doch immer Glück gehabt!“ — „Wie?“ — „Neulich, beim Antarktessen, hat er eine Perle verschluckt. Daraufhin ließ er sich operieren und stell' dir vor, es zeigte sich, daß die Perle sehr wertvoll war und daß man mit ihrem Erlös die Kosten für die Operation und für die Beerdigung bezahlen konnte.“

Im Restaurant. „Wie waren Sie mit dem Schnitzel zufrieden, mein Herr?“ erkundigte sich der aufmerksamste Wirt. — „Oh, das arme Tier muß unglücklich verliebt gewesen sein.“ — „Wie? denn das?“ staunt der Besorger. — „Das Fleisch war noch so voll Sehnen!“

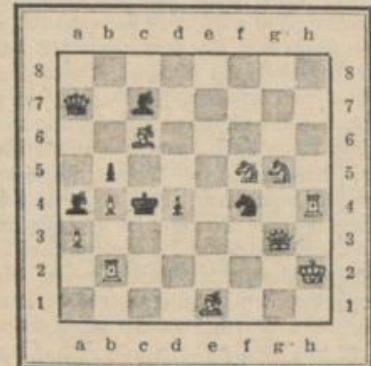
Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 261.

Von K. A. L. K ü b b e l, Leningrad. (Työväen Shakkli 1935/V.)

Schwarz: Kc4, Da7, La4, c7, Sf4, Bb5, d4. (7)



Weiß: Kc2, Dg3, Tb2, h4, Lc6, e1, Sf5, g5, Ba3, b4. (10)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 258: Kg6-f5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Schöffel Anton, Schöbritz; Dinneber Emil, Tetschen; Hofeld Otto, Lohmüller Hans, Chmiak Teodor, Habl Erwin, sämtlich Nesteritz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Tepper Franz, Karlsbad; Schubert Josef, Kotschen bei Aussig; Proch Anton, Predlitz; Burkert Franz, Schönau b. Neu-Titschein; Schmied Ferd., Walter Ludwig, Robek Franz, sämtlich Kweitkau; Tesaf Franz, Suchel; Sieber Erich, Hohenstein; Kraus Gerhard, Turn; Ulbert Rudolf, Proseditz; Triltsch Gustav, Wisterschan.

An alle Schachsektionen.

Sämtliche Sektionsleiter werden aufgefordert, sofort einen Bericht (Turniertabelle), über beendete Vereinsturniere zwecks Veröffentlichung an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

—O—

Im Retourspiel Rosawitz gegen Tetschen in Rosawitz ist es den Tetschener Genossen gelungen, sich für die letzt erlittene Niederlage zu revanchieren. Tetschen gewann mit 4:2 Punkten.